



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sträflichen Gleichgiltigkeit zu brechen, die heute üblich ist. Es ist hier aber auch ein Feld segensreichster Einwirkung für Geistliche, Lehrer und viele andre gegeben, die Herz und Auge offen haben für die Verwahrlosung unsers gewerblichen Nachwuchses. Verstärkt wird der Eindruck dieser Zahlen noch durch folgende Ausführungen des Statistischen Amtes. Wenn 30000 untüchtig ausgebildete junge Gesellen von etwa 17 Jahren jährlich ins Erwerbsleben treten, was man bei einer Durchschnittslehrzeit von 3 Jahren annehmen muß, so wird unter Berücksichtigung der Absterbeordnung eine Anzahl von 750000 gleichzeitig lebenden Erwerbsthätigen „als aus diesen 30000 hervorgegangen“ anzunehmen sein, die durch die Lehrlingszüchterei in ihrem Erwerb gegenüber dem wirklich ausgelernten Gesellen herabgedrückt ist. Der ungelernte Arbeiter verdient im Durchschnitt z. B. in Berlin 330 Mark 20 Pfennige weniger im Jahre als der ausgelernte Geselle. Nimmt man die Einbuße jener durch Lehrlingszüchterei schlecht ausgebildeten 750000 frühern Lehrlinge nur mit 150 Mark jährlich für den Mann an, so ergibt sich eine jährliche Gesamteinbuße für diese Arbeiterklasse von 112500000 Mark. Die Reichsstatistik sagt selbst, daß das nur Schätzungen seien, aber es ist dankbar zu begrüßen, daß sie mit solchem Nachdruck den schweren aus der Lehrlingszüchterei hervorgehenden Schaden an die große Glocke hängt, umso mehr, als sie dies in gewissem Sinne außerhalb des Rahmens der ihr bürokratisch genau aufgegebenen Fragen thut.

Ganz besondern Dank aber verdient die Reichsstatistik für den Satz, mit dem sie ihre ganze Arbeit abschließt: „Eine gediegne Handwerksbildung liegt nicht nur im Interesse des Handwerks, sondern in hohem Grade auch in dem der Großindustrie; im Handwerk muß diese eine der Hauptwurzeln ihrer Kraft erblicken.“ Nach den Ergebnissen der Erhebung kamen auf 100 beim Handwerk gebliebne Gesellen über 200, deren Hauptmasse zu der Arbeiterschaft der Fabriken überging, während ein kleiner Teil den Beruf wechselte oder auswanderte. Diese Beleuchtung wenigstens einer der vielen wichtigen Beziehungen, die das Handwerk und die Großindustrie wirtschaftlich mit einander verknüpfen, wird hoffentlich einige unsrer Großindustriellen und Ingenieure endlich ahnen lassen, daß es auch für sie eine Handwerksfrage giebt. Es thut dies der preussischen Großindustrie ganz besonders not, vollends angesichts des preussischen Vorschlags einer völligen Absonderung des Handwerks von der Industrie in ihren Vertretungskörpern.



## Litteratur

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Vietor. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1895

So gut wie wir eine gemeine deutsche Schriftsprache haben, so gut ist auch das Streben nach einer einheitlichen Aussprache des Deutschen für jeden höhern geistigen Verkehr innerhalb des Vaterlandes berechtigt. Der Schule fällt in erster Linie die Aufgabe zu, dieses Streben zu unterstützen (unsre klassischen Dichtungen hat sie z. B. die Schüler möglichst dialektfrei vortragen zu lassen), aber auch manches Haus wird ihnen gern nachhelfen. Die vorliegende, in zweiter Auflage erschienene

Schrift des Marburger Phonetikers wird dabei überall gute Dienste thun. Nur ganz wenig ist darin vielleicht etwas zu unbedingt hingestellt worden, so der Satz, daß die Diphthonge in freien, Frauen aus a + i, a + u bestünden (in der That liegt der zweite Bestandteil des Diphthongs in den überwiegenden und damit also den Ausschlag gebenden Theilen Deutschlands dem e und dem o näher als dem i und dem u), oder die Empfehlung des Verfassers, jedes lange e, ee, eh geschlossen, jedes lange ä, äh offen zu sprechen. So wahrscheinlich die moderne Lautentwicklung diesem Ziele zutreibt, für so wenig ratsam halten wir es doch, dem allmählichen, unendlich vielfach verschlungenen organischen Werden mit einem Gewaltsprung voraneilen zu wollen.

Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne, 1767 bis 1779. Dreizehn Jahre aus der Entwicklung eines deutschen Theaterspielplans (so!). Von Rudolf Schlösser, Privatdozent an der Universität Jena. (Theatergeschichtliche Forschungen XIII.) Hamburg und Leipzig, Leopold-Verlag, 1895

Der Inhalt dieses Büchleins ist wichtiger, als sein Haupttitel auf den ersten Blick vermuten läßt: es stellt die Geschichte des Repertoires der bedeutendsten Schauspieltruppe ihrer Zeit dar, Ekhs und seiner Leute. Konrad Ekhs selbst hat diese Darstellung ermöglicht: er interessirte sich lebhaft für die Geschichte seiner Kunst, hat lange daran gedacht, sie selbst zu erzählen, und zu diesem Zwecke keine Mühe gescheut, den Stoff aus seinen Tagen so vollständig wie möglich zusammenzubringen. Die von ihm aufgespeicherten Theaterzettel und seine handschriftlichen Notizen, die Schlösser hier verarbeitet, zeigen, wie innerhalb jener dreizehn Jahre die französische Alexandrinertragödie abstirbt, am Ende ersetzt durch Hamlet, Emilia Galotti, Julius von Tarent und Clavigo, wie das dem bürgerlichen Nationalismus entsprechende Schauspiel das Repertoire durchdauert, wie auch im Lustspiel die Franzosen von Deutschen (namentlich Lessings Minna), Engländern und Italienern verdrängt oder ihre Stücke doch deutsch-bürgerlich umgebildet werden, und endlich die Oper in Monodram und Singspiel merkwürdige und entschiedene Anläufe nimmt.

Der Verfasser ist so sehr bemüht, den Stoff „flott“ vorzutragen, daß man die Absicht merkt. Den kleinen stilistischen Witz, einen persönlichen Dramentitel im Satze als eine Person zu behandeln („dagegen war »Nanine« trotz ihrer achtundzwanzig Jahre eine Neuheit,“ Seite 21, „dreimal schleppte sich Gellerts »Kranke Frau« in ihrer ganzen Langweiligkeit über die Bühne,“ Seite 24, „während Gellerts »Kranke Frau« eines sanften Todes entschlief“ Seite 35 usw.) hat er mit viel Behagen ausgebeutet, Gottsched und seine Frau heißen nur „die seligen,“ statt sehr schreibt er „bodenlos,“ statt nie „in aller Ewigkeit nicht,“ statt feltner werden „Spuren der Schwindsucht zeigen.“ Über die seltsame Verwendung des Wortes „Spielplan“ für Spielvorrat haben sich die Grenzboten schon vor einiger Zeit ausgesprochen.

Viktor Hehn. Ein Lebensbild von L. G. Schiemann. Mit Porträt. Stuttgart, J. G. Cotta, 1894

Italien. Ansichten und Streiflichter von V. Hehn. Fünfte Auflage, mit Lebensnachrichten über den Verfasser (von G. Dehio). Berlin, Gebr. Bornträger, 1896

Ein allumfassender, feiner, freier, eigenartiger Geist war es, der am 21. März 1890 still und einsam aus der Welt ging. Die Zahl der Werke V. Hehns ist für ein so langes und arbeitsames Leben nicht groß, aber sie sind alle klassisch

und in Inhalt wie in Form dauernde Bierden unsrer wissenschaftlichen Litteratur. Um so willkommener ist das „Lebensbild“ aus der Feder eines seiner tüchtigsten baltischen Landsleute. Der Ton liegt hier, wie es bei einem Gelehrten natürlich ist, durchaus auf der innern Entwicklung, aber wir verfolgen mit Spannung und Teilnahme, wie aus dem stillen Pfarrhause im weltentlegnen Livland, mitten unter fremdsprachigen Stämmen und unter dem alles erstickenden Druck des Despotismus eines Nikolaus I., ein so freier und vielseitiger Denker, ein so begeisterter deutscher Patriot und ein so warmer Verehrer Goethes und Bismarcks hervorging. Die Sehnsucht nach freier, humaner Bildung, die das Ideal unsrer Klassiker war, das Heimweh fast aller tiefer angelegten deutschen Naturen nach den sonnigen alten Kulturländern am Mittelmeer, vor allem nach Italien, die eine Ergänzung des nordischen Wesens bieten, sie haben W. Gehn aus seiner trotz alledem warm geliebten nordischen Heimat hinweg nach Deutschland und nach dem Süden geführt, bis er ein freiwilliger Bürger des neuen deutschen Reichs wurde. Aber diese Heimat ist es doch auch gewesen, die seinen Blick für fremdes Volkstum geschärft und ihn in die zahllosen Wechselwirkungen der Völker und Länder, denen er in seinen Werken so feinsinnig nachgegangen ist, zuerst eingeführt hat. Den acht Kapiteln Schiemanns über das Leben Gehns sind noch zwei dankenswerte Beigaben angefügt: „Ein Blick auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus I.“ (vom März 1857) und „Briefe an Verwandte und Freunde“ (aus den Jahren 1860 bis 1883).

Daß Gehns Buch „Italien,“ das zuerst 1864 erschien, noch sechs Jahre nach des Verfassers Tode eine fünfte Auflage erlebt, ist ein gutes Zeichen für das Buch wie auch für die Lesewelt. Es muß doch in Deutschland noch genug Leute geben, die nicht mit dem Spießbürgerfinn der Frau Wilhelmine Buchholz in das Land reisen, wo die Citronen blühen, um sich dort über alles aufzuhalten und zu ärgern. Das Buch enthält bekanntlich nichts weniger als eine Reisebeschreibung, sondern eine Reihe von Gedanken über Italien und die Italiener, die unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet sind, übrigens keineswegs darauf ausgehen, alle Beziehungen zu behandeln und auch aus verschiedenen Zeiten (die letzten vom Jahre 1878) stammen. Von Kunst und Kunstwerken ist, ein so feinsinniger Kenner W. Gehn auch war, verhältnismäßig nicht viel die Rede; dafür um so mehr von der Landschaft, der Tier- und der Pflanzenwelt („Niederlande,“ Felsboden, Vegetation, Landschaft, Architektur und Gärten, Tiere) in Schilderungen, die in der Schärfe des Blicks für das Charakteristische und in dem weiten Umfange des Interesses überall den Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere“ zeigen. Ausführlichere Schilderungen einzelner Örtlichkeiten und Landschaften bieten nur die beiden schönen Kapitel „Rom“ und „Sizilien,“ beide von 1878, beide ausgezeichnet durch die Anschaulichkeit der gebotnen Bilder wie durch die volle Beherrschung der geschichtlichen Beziehungen, die durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart in ihrem Zusammenhange verfolgt werden. Eben weil Gehn alle diese Verhältnisse übersah, konnte er ein so warmherziges und gerechtes Kapitel schreiben, wie das in seiner Art berühmte und seiner Zeit viel angefochtne *Pro populo Italico* (vom Jahre 1864), zu dem das „erste Nachwort“ vom September 1866 und das „zweite Nachwort“ von 1878 Ergänzungen bilden, geistvolle Betrachtungen über die neueste Geschichte Italiens, die der Verfasser mit warmer Sympathie begleitet. Für den Kenner und Freund des Italienschen bietet das Kapitel „Sprache“ eine geistvolle Skizze ihrer Bildungsgeschichte und ihrer Eigentümlichkeiten, und sehr beherzigenswert für alle, die das Land besuchen wollen, sind einige „Rat schläge, die nicht

im Bädeler stehen“ (in frühern Auflagen das Vorwort). Sie laufen darauf hinaus: wer nicht vorurteilsfrei genug ist, Italien und die Italiener zu nehmen, wie sie sind, und nicht gebildet genug, das Land als das Ergebnis einer mehr als zweitausendjährigen Kulturarbeit zu begreifen, der bleibe zu Hause, denn er wird vieles vermissen, was er zu Hause hat, und manches finden, was ihn abstößt. Aber für jeden Nordländer, der in der humanen Geistesbildung eines Goethe etwas höheres sieht, als in dem Hezen und Zagen nach Genuß und Gewinn, für den ist eine nicht zu spät unternommene und verständig durchgeführte, also nicht zu eilige Reise nach Italien ein unerseßliches und unentbehrliches Bildungsmittel, und für solche wird dieses Buch immer ein anregender und geistvoll orientirender Wegweiser bleiben.

Gedanken eines Einsamen. Aphorismen von A. Berger. Dresden und Leipzig, C. Pierzon, 1896

Einsame Leute sind in unserm Herdenzeitalter eine Seltenheit, sowohl solche, die sich noch äußerer Einsamkeit freuen können, wie solche, die sich innerlich vereinsamt fühlen. Der Verfasser dieser Aphorismen will wohl in diesem doppelten Sinne für einsam gelten; das Gefühl innerlicher Vereinsamung ist es aber vor allem, was seinen Gedankengängen das Gepräge giebt. Im Gegensatz zu der Herdenmeinung der großen Menge faßt Berger in knappen Sätzen seine Urteile über unser öffentliches Leben, über sozialen Streit und Militarismus, über moderne Volksbildung, besonders aber über Menschenbildung überhaupt zusammen, wobei er immer die Notwendigkeit zu einer Erziehung zu reiner, tiefer Menschlichkeit betont.

Wenn auch gewiß recht viel davon schon irgendwo einmal gesagt worden ist, so kann doch manchen gerade die Form, die Berger einem Gedanken ergiebt, erfreuen und ihn zu regem Weiterdenken und zu rechtem Handeln ermuntern. Drum hier ein paar Proben: Für den Bessern ist der Schmerz der Ritterschlag Gottes. Er erhebt ihn zum Adelsmenschen. — Die roten Propheten sagen: Den Knoten, den Liebesmangel geschürzt, lösen wir mit Haßvermehrung. — Die Mehrzahl richtet ihr Thun nach dem, was „die Leute dazu sagen.“ So wird immer einer der Aufpaffer des andern und verhindert, daß etwas vernünftiges geschieht. — Jeder soll seine Meinung über die wichtigsten politischen Fragen an der Wahlurne äußern. Der Grundsatz wäre schon gut, wenn man nur wüßte, wer eine Meinung besitzt [hat!] und wer nicht. — Ein gutes Buch sollte der Verständige loben und wieder loben, denn das Publikum liest zwar schlechte, aber nie gute Bücher ohne Empfehlung. — Wenn man sieht, trauernd sieht, was die große Menge des Volkes liest: elende Schundromane und vergiftende Heftchriften, billige, aber verdummende Zeitungen, dann möchte man fast bedauern, daß sie lesen kann. — Es gilt heute, das Volk aus der Geisteigenschaft der schlechten Presse, die schlimmer und verderblicher als die Leibeigenschaft ist, zu befreien.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig